Abonnementspreis [illegible] Unterhaltungs-Beilage [illegible] Arbeiterwelt [illegible]

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Fernsprecher: Amt 1, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet [illegible]

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends 7 Uhr.
Fernsprecher: Amt 1 Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 288. | Dresden, Sonnabend den 13. Dezember 1902. | 13. Jahrg.

Die letzte Lesung.

Am ersten Tage, wo sie nach einem zufälligerweise noch bestehen gebliebenen Paragraphen der Geschäftsordnung des Reichstags zulässig ist, beginnt die Reichstagsmehrheit die dritte Lesung der „Zolltarifvorlage". So nennt sie selbst und ihre Presse nämlich noch immer aus unerfindlichen Gründen die Trümmer des Posadowskyschen „Marmorblocks". Die Organe des Zentrums hoffen, daß diese dritte Lesung an diesem einen Sonnabend abgeschlossen werde. Wir haben uns also auf neue Gewaltthaten gefaßt zu machen, auf neue Verhandlungen, die eine Verhöhnung jeder sachlichen und gründlichen Beratung sind. Der Schwindelhofer Bachem hat schon vor Wochen das Rezept ausgegeben, man müsse solche Vorlagen f l ü c h t i g beraten; aber hier kann nicht einmal mehr von Flüchtigkeit geredet werden — nur noch von Eskamotierung und Verflüchtigung jeder Debatte. Die Sozialdemokratie wird nochmals ihre volle Pflicht und Schuldigkeit thun und die Gelegenheit ergreifen, um auf die Ungeheuerlichkeiten dieses Zollwucherwerks hinzuweisen: wie weit unsere Redner der Brutalität der ungeduldigen Mehrheit trotzen können, das muß sich zeigen, wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen.

Die über alle Maßen salopve und inhaltslose Rede, die der Graf Bülow am Donnerstag hielt, findet in der Presse des In- und Auslandes, abgesehen von ein paar ultramontanen und freikonservativen Blättern, die herbste Kritik. Es war in der That ein starkes Stück, das der geölte Diplomat der Welt bot. Besonders deshalb, weil er so that, als habe er die Handelsverträge trotz der unsinnigen Zollsätze der in zweiter Lesung von der Mehrheit sanktionierten Kommissionsbeschlüsse schon in der Tasche. Das ist nämlich nicht der Fall. Ein Journalist, der ausgezeichnete Beziehungen zum österreichischen Botschafter in Berlin unterhält, betonte nachdrücklich, daß gerade die österreichisch-ungarischen Staatsmänner, nach den eingenen [illegible] Worten des Botschafters, gar nicht daran denken, sich von einem Bülow aus Rücksicht auf die Handvoll preußischer Junker und sonstiger Interessenten das Fell über die Ohren ziehen zu lassen. Sie werden im Gegenteil nunmehr ebenfalls ganz gehörig aufschlagen. Und von den Russen und Amerikanern kann man dasselbe ohne weitere Bestätigung als gewiß voraussetzen. Dann wird das Feilschen auf einer ganz ungeeigneten Grundlage vor sich gehen, und wenn auch viele Zollpositionen r e l a t i v ermäßigt werden, so ist das endliche Ergebnis doch immer eine geradezu ungeheuerliche Belastung unserer Lebenshaltung. Von einer gründlichen Beiseiteschiebung der Zollwuchererwünsche, die denn doch wenigstens der Form nach als ein vom Reichstage verabschiedetes Gesetz vorliegen, kann aber gar nicht die Rede sein; es wäre die höchste Frivolität, wenn der Kanzler zur Durchpeitschung dieses „Gesetzes" Recht und Ordnung niedertrampeln ließ, um es nachher einfach in ein Geheimfach einzuschließen und die Handelsvertragsvereinbarungen auf einer ganz anderen Grundlage zu versuchen. Sachlich haben w i r allerdings immer auf dem Standpunkt gestanden, daß zur Weiterführung der verhältnismäßig guten und günstig für die Entwickelung unserer Volkswirtschaft wirkenden Vertragspolitik ein neuer Tarif unnötig wäre. Aber die Regierung war ja anderer Meinung. Vorausgesetzt, daß man bei d i e s e r Regierung überhaupt von einer Meinung sprechen kann!

Dadurch, daß Graf Bülow selbst die Schiebungen der Mehrheitsparteien mit dem triefenden Oel seiner Beredtsamkeit salbte, hat er für alles, was kommen wird, die Verantwortung auf seine eigenen Schultern geladen. Keiner wird darob froher sein, als der Staatssekretär Posadowsky, der den Schiffbruch seines Werkes nicht hätte überstehen dürfen, wenn er und die anderen „Staatsmänner", deren wir uns zu erfreuen haben, nicht jedes Gefühl für die höhere Verantwortlichkeit ihres Amtes im historischen Sinne längst verloren hätten. Aber er betrachtet seine eigene Niederlage jetzt allem Anschein nach als einen persönlichen Vorteil, der ihm gestattet, nunmehr weiter zu wurfteln, wie er's gewohnt war. Bei unseren Ministern ist schon längst nichts mehr unmöglich!

Eine Aenderung wichtiger Positionen bei der dritten Lesung des Wucherwerkes haben wir schwerlich zu erwarten; spricht man doch davon, daß die eiligen Mehrheitsparteien s p ä t e r in einer Novelle die gröbsten Widersprüche zu beseitigen trachten werden. So macht man jetzt in Deutschland Gesetze, von denen das Wohl ungezählter Familien abhängt! Noch ehe das Grundgesetz unter Dach und Fach ist, plant man Abänderungen, weil man sehenden Auges Unhaltbares beschließt. Eine Mehrheit, die so handelt, fordert den Abscheu des Volkes geradezu heraus. Unser trefflicher Bebel wies vor ein paar Tagen in seiner eindringlichen Weise schon darauf hin: während bitterste Winterkälte draußen herrscht, während der Hunger in den Eingeweiden der Proletarier wühlt, während sie in elenden Wohnräumen frierend zusammenkauern, da beschäftigt sich das Klassenparlament der Bourgeoisie nicht etwa mit der Frage, wie helfen wir hier? wie wärmen wir die Frierenden? wie sättigen wir die Hungernden? — nein, da bricht die Mehrheit die Schranken der Gesetzlichkeit nieder, um diesen volksfeindlichen Tarif in einer geradezu abenteuerlichen Fassung zum Wohle der Herrschenden, weil Besitzenden durchzupeitschen.

Da muß das Volk selbst den Richtspruch sprechen! Da muß sein Ruf tausendfach und gellend laut ertönen! **Die letzte Lesung steht bei den Massen draußen im Lande.** Der Proletarier braucht sich nicht den Kopf mit den Einzelheiten des Antrags Kardorff zu beschweren, ihm kann gleich sein, ob die eine Position um eine halbe Mark höher oder niedriger angesetzt wird; aber was er weiß, das ist dieses: ich habe nicht satt zu essen, ich wohne in gräßlichen Löchern, ich trage schäbige Kleidung — **und Brot, Wohnung und Kleidung wollen ihm die Mehrheitsparteien mit Hilfe der dienstfertigen Regierung noch teuerer machen!** Und dagegen soll und muß sich trotziger Proletarierzorn auflehnen!

Politische Uebersicht.

Nochmals die „freiwilligen" allerunterthänigsten Arbeiter.

Die empörende Maßregelung der zwei Eisendreher auf dem K r u p p - G r u s o n w e r k zu M a g d e b u r g ist der Ordnungspresse natürlich furchtbar unangenehm. Daß ein Unternehmer Arbeiter auf die Hungerliste setzt, weil sie es gewagt haben, sozialdemokratische Gesinnung zu verraten, das genirt sie sonst freilich gar nicht, sondern findet sonst als Ausdruck des Herrenrechts des Unternehmers und als Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie ihre verständnisvollste offene oder stille Billigung. Auch in diesem Falle würde die konservative und antisemitische, ja auch die nationalliberale Presse sich über das Schicksal des Kutzner und des Andre nicht aufregen und laut oder leise erklären, daß ihnen nur ihr Recht geschehen sei und Eugen Richters „Freisinnige" Zeitung würde wenigstens kein Wort der Entrüstung finden. Aber diesmal hat die Sache einen bösen Haken! Wenn zugegeben werden muß, daß die Leitung des Grusonwerkes zwei Arbeiter entlassen hat, weil sie die Kaiseradresse zu unterzeichnen sich weigerten — so wird damit die K a i s e r a d r e s s e als Machwerk der Werkleitung enthüllt, das mit Hilfe der schäbigsten, erbärmlichsten Mittel zu stande gebracht wurde. So entpuppt sich die „spontane Arbeiterkundgebung" als das, was sie ist, als eine mit Hilfe der Hungerdrohung von den Arbeitern erzwungene Lüge, als eine f r e c h e T ä u s c h u n g d e s K a i s e r s! Das darf natürlich nicht zugegeben werden und so strengt sich denn speziell die Magdeburger Presse im Schweiße ihres Angesichts an, um aus Weiß Schwarz zu machen. Außerdem ist man schlauer. Unsere gesamte bürgerliche Dresdner Presse, darunter natürlich auch die „unparteiischen" N. Nachr. — schweigen die blamable Affäre einfach tot. Das ist zweifellos auch das Bequemste. Und Anstandsrücksichten können nur Schwächlinge bedrücken, zielbewußte Vertreter der Unternehmerinteressen, brave Zünfter der Scharfmacherzunft sind über solche lächerliche Anwandlungen erhaben.

Die Verdrehungen des Thatbestandes, die sich die Magdeburger Ordnungspresse abquält, werden indes in einigen Tagen wahrscheinlich die Runde durch die gutgesinnten Blätter machen und es ist deshalb nötig, festzustellen, wie unser Magdeburger Parteiblatt, die Volksstimme, diese Verdunkelungsmanöver durchkreuzt. Ein besonders schlaues der dortigen Kapitalistenorgane hatte gemeint:

> Die Unterschriften sind ohne irgend welchen Zwang und aus freier Entschließung der Arbeiter heraus gegeben worden. Beweis dafür ist die Thatsache, daß mehr als 100 Arbeiter ihre Unterschrift nicht gegeben haben.

Die Volksstimme setzt diesen klugen Schachspieler also matt:

> Das klingt ganz einleuchtend. Aber leider muß das Blatt das Pech erleben, daß diesmal die Magdeburger Zeitung ehrlicher ist und der Oeffentlichkeit wenigstens verrät, weshalb die 100 nicht unterschrieben haben. Die Magdeburger Zeitung schreibt nämlich, daß „etwa 60 bis 70 Kranke und eine größere Zahl auf Montage befindliche Monteure nicht unterzeichnen konnten; sonst hätten sich die Unterschriften noch um etwa 100 vermehrt."

[Nachdruck verboten.] [9. Fortsetzung.]

Nellys Millionen.

Ein fröhlicher Roman

von

Wilhelm Hegeler.

Durch diesen Vorschlag wurde die Tante ganz verblüfft. Das ging doch etwas zu weit. Denn wenn ihre Nichte ledig blieb und keine Kinder bekam, was machte man da mit all dem schönen Geld?

Deshalb meinte sie unterwürfig zu ihrer Freundin:

„Das beste mag es ja sein. Aber das zweitbeste wäre wohl, wenn das Kind einen braven Mann bekäme. Und dafür bin ich. ... Ich habe auch schon darüber nachgedacht," fuhr sie fort. „Ein Offizier oder ein Landwirt dürfte es um keinen Preis sein. Ein Jurist ginge schon eher. Am besten wäre ein älterer Mann, nicht mehr zu jung, der seinen Beruf aufgiebt und sich ganz dem Glück seiner Familie widmet. Wenn er nur etwas sparsam ist, kann er ganz gut mit den Zinsen auskommen und noch zurücklegen."

Fräulein Aurora versprach sich von diesen Plänen nur einen düsteren Mißerfolg. Und wenn sie an den folgenden Tagen mit Nelly zusammenkam, klopfte sie ihr traurig auf die Schulter und sagte:

„Armes Kind! Armes Kind! Ihnen steht eine schwere Zukunft bevor."

Nelly wurde bei diesem Jammer ganz unheimlich zu Mut. ...

* * *

Doch eines schönen Morgens schien ihr das Glück zu lächeln. Sie saß im Garten ganz allein für sich, als Leutnant von Kalderhof, der einzige, der hin und wieder ein freundliches Wort mit ihr sprach, sie zu einer Partie Lawn-Tennis aufforderte.

Erfreut nahm sie an, obgleich sie das Spiel nur vom Zusehen kannte.

Sie wurde Frau Rose vorgestellt, die in einem reizenden Sportkostüm von weißem Flanell schon erwartungsvoll mit den hohen gelben Hackenstiefelchen auf dem Rasen trippelte.

„Ich habe den Vorzug, auf Ihrer Seite zu sein?" fragte der Offizier.

Die schöne Frau nickte huldvoll und René Balch übernahm stillschweigend Nelly.

Das Netz wurde straffgespannt. Die Herren einigten sich schnell über einige strittige Regeln.

Frau Rose schlug an. Aber da sie nichts verstand, schlug sie daneben, und der Ball fiel zu ihren Füßen nieder. Den zweiten schlug sie hinter sich über ihren Kopf, daß er in einem Magnoliengebüsch verschwand.

Es war für Nelly ein Trost, daß ihre Gegnerin auch nichts vom Spiel verstand. Doch ob diese schlecht spielte oder sie selbst, machte einen gewaltigen Unterschied. Denn als sie werfen sollte und den Ball kerzengerade in die Luft schlug, brummte ihr Partner unhöflich:

„Mit Ihnen scheint's nicht weit her."

Um überhaupt zu beginnen, schlug Kalderhof. Er spielte mittelmäßig, während René Balch meisterhaft das Racket führte. Nelly blieb ruhig an ihrem Platz und ließ den Maler die Bälle zurückgeben. Frau Rose aber flatterte eilig hin und her, schlug, wo sie nur konnte, traf bald die Luft, bald den Rasen, bald einen Körperteil ihres Partners, aber niemals den Ball. Das erste Set war für sie und Kalderhof bald verloren.

Nelly mußte wieder aufschlagen.

„Jetzt kommt's drauf an!" dachte sie. „Entweder bist du auf ewig drunter durch, oder du machst die erste Blamage wieder gut."

Ein wenig blaß vor Erregung, wiegte sie das Racket auf und ab, dann holte sie zum Schlage aus, so feierlich, als sei das leichte Holz ein Henkerbeil, mit dem sie ihr Meisterstück als Scharfrichter machen müßte.

In elegantem Schwung flog der Ball über das Netz, trudelte auf dem Rasen weiter zu den Füßen der Frau Rose, die sich steif danach bückte.

„Bravo!" rief der Leutnant händeklatschend.

Nelly aber begann nun die Technik des Spieles zu erfassen, für das ihr graziöser Körper mit der sicheren Hand und den flinken Beinen wie geschaffen war. Einige Zuschauer hatten die Gartenbänke ringsum eingenommen. Und es war wirklich ein fröhlicher Anblick, diese vier sich tummelnden Menschen auf dem mit roten Tulpenbeeten geschmückten Rasen.

Eine niedrige Mauer grenzte den Garten ab. Dahinter strahlte die blaue Seefläche, die gleich einer großen durchsichtigen Glasglocke der Himmel überwölbte. Wie verschwindend kleine Böte mit weißblendenden Segeln kreisten Scharen von Möven in diesem hohen Luftmeer, und oft, wenn ein Ball allzu kühn sich verstieg, stürzten sie mit hellem Kreischen ihm nach, in fröhlicher Spiellust durch den Sonnenglanz sich tummelnd.

Gleich fröhliche Lust hatte Nelly erfaßt. Ihre Augen leuchteten, ihr Gesicht war leicht gerötet, herausfordernd kräuselten sich ihre Locken um ihre Stirn. Wie sie so dahinflog, hätte sie jeder gewiß reizend gefunden, wenn nur nicht diese fürchterliche schwarze Kutte gewesen wäre, die alle Grazie ihrer schlanken Glieder verbarg.

Doch sie hatte das ganz vergessen. In kühnen Sätzen sprang sie über das grüne Gras, als wäre sie auf der Strehlaer Wiese, und ihrem Gegner jubelte sie zu wie einem alten Kameraden.

„Laufen! Laufen! Sie sind zu langsam!" schrie sie, während ihr Ball wie ein Pfiff über das Netz sauste — und der Leutnant lief, als tönte hinter ihm die Stimme seines kommandierenden Generals.

Immer heftiger wurde der Kampf. Immer rascher folgten die Siege für Nelly und den Maler. Frau Rose fing bedenklich an zu pusten. Sie fächelte sich Luft mit ihrem Taschentuch zu, und ihre zarten Finger preßten sich manchmal um die Taille, als wäre es ihr dort zu eng.

Das junge Mädchen lief in einer Pause teilnahmsvoll zu ihr hin und sagte:

„Nicht wahr, Sie schwitzen auch gehörig?"

Aber mit unnachahmlicher Vornehmheit zog die schöne Frau ihre Brauen in die Höhe und sagte:

„Nein, durchaus nicht."

„Nicht?" fragte Nelly ganz verblüfft.

„Arbeiter schwitzen," antwortete Frau Rose voll Hoheit. „Damen fühlen sich warm."

Bestürzt ging die Zurechtgewiesene zurück. Im Eifer des Spiels aber vergaß sie bald ihren Verdruß.

Man tauschte nun die Plätze, indem der Maler auf Frau Roses Seite trat. Doch Nelly führte so wunderhübsche Schläge, daß der Sieg trotzdem auf ihrer Seite blieb. Sie und der Maler spielten fast ganz allein. Madame Rose langweilte sich, und der Offizier blickte sie bewundernd an.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19021213/1
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft
DFG